

Leseprobe aus:

Mathilde Hitzfeld

Ich, Mathilde, Kämpferin für die Freiheit

Eine historisch inspirierte Erzählung
aus der Zeit der Revolution von 1848/1849

ISBN: 978-3-696-75878-3

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	9
---------	---

Erster Teil: Eine glückliche Kindheit

Ein Haus erwacht	11
Mein Vater, der Doktor	13
Meine Familie und ich	14
Die Menschen, die zu Vater kommen	15
Hans, Hanna und die Kutschfahrten	17
Die große Welt im kleinen Krämerladen	19
Vor den Mauern der Stadt	21
Ungewöhnliche Gespräche	23
Auch Vater wollte nach Hambach	26
Die Welt der Buchstaben	29
Die Macht der Wörter	31
Mein eigener Name	33
Der Tag, an dem der Turmwächter Alarm gab	34
Ein neues Haus für die Gemeinde	38
Die Familie verändert sich	41
Ich kann rechnen und darf einkaufen gehen	42
Der Winter beginnt schon ab dem Sommer	44
Medizin schmeckt manchmal sehr bitter	49
Auch abscheuliche Sachen können Medizin sein	52
Von Murmeln, Reifen und Versteckspielen	56
Tage voller anstrengender Arbeit	58
Eine gruselige Geschichte am Abend	61
Ein Abend mit einem Ritter und einem Gänsespiel	64
Der Martinstag: So viel Trubel an einem Tag	68
Die festlichen Tage im Winter	73
Im Spiel bin ich schon ein Arzt	78

Die ersten Aufgaben für Vater	80
Zwei kleine Patienten	83
Wie erkennt man die Krankheiten?	87
Eine Rechnung, die warten konnte	89
Eine wichtige Begegnung	93
Bei Sophie zu Hause	96
An einem Freitagabend bei Sophie	98
Abschied von unserem Hans	101
Familie Kaufmann hat eine Laubhütte und wir eine Krippe	105
Feste für Ho! nung und Freiheit	108
Eisblumen am Fenster und ein Backstein im Bett	110
Der Unterschied von Recht und gerecht	114
Arzneikristalle aus einem Baum	117
Ein Blick über die Grenzen der Stadt hinaus	119
Hambach und ein Gespräch über die Freiheit	121

Zweiter Teil: Meine Sturm- und Drang-Zeit

Als die Schulzeit zu Ende war	127
Wir Mädchen und unsere Zukun"	129
Ich arbeite jetzt fest in Vaters Praxis mit	131
Ein Sommer ganz ohne Wolken	134
Die Not nach der Dürre	138
Vaters Kampf gegen die Pocken	140
Nicht jedes Haus ist ein gutes Zuhause	145
Ein runder Geburtstag	148
Ein reisender Zahnarzt	152
Die Ho! nung verdirbt auf den Feldern	155
Ich will nicht gleich heiraten	160
Eine neue Schule und die erste Eisenbahn der Pfalz	164
Die Unzufriedenheit wächst weiter	168
Philipp Berch, der Wandergeselle	170

Eine wichtige Versammlung	175
Die Märzforderungen und die Rückkehr der Delegierten	179
Die Bürgerwehr wird aufgestellt	182
Ein junger Mann mit klugen Fragen	185
Wir Bürger werden aktiv	188
Auch wir Frauen sind aktiv dabei	192
Die Tage vor der Fahnenweihe	194
Die Fahne der Freiheit	196
Mehr Freiheit auch für Mädchen und Frauen?	199
Ein neuer Weg für Sophie	202
Es braucht ein starkes Fundament	205
Ein schwerer Verlust	209
Das lange Ho! en – und die rasche Enttäuschung	210
Die Zeit ist reif	214
Die Pfalz geht jetzt ihren eigenen Weg	216
Mitten im Wirbel der Revolution	219
Abschied von Philipp	223
Das Gefecht im Schlossgarten	226
Nach der Niederlage	233
Was nun?	237
Sophie geht endgültig	238
Ein neuer Weg wird nötig	241

Dritter Teil: Eine neue Heimat

Ein neues Land	245
Ankun" in New York	247
Eine erste Bleibe und Arbeit	250
Die deutsche Gemeinde in New York	253
Ein langsames Kennenlernen	256
Eine wichtige Reise – auch ins Gefängnis!	260
Keine Hochzeit wie im Bilderbuch	264
Das Leben nimmt seinen Lauf	266

Mein Mann zieht in den Krieg	273
Die Welt steht nicht still	274
Ein neuer Anfang – schon wieder	276
Der Durchbruch als Maler	279
Die Rückkehr nach New York	281
Für ein Jahr zurück in Deutschland	283
Wiedersehen mit der alten Heimat	288
Die letzten Familienfeste zu Hause	292
Das prachtvolle Wien	296
Letzte Besuche in der Pfalz	298
Die letzten Tage zu Hause	306
Die Kunst lebt weiter	309
Endgültiger Abschied von der Heimat	312
Unsere Washingtoner Jahre	313
Die Fahne von damals	315
Mit Worten malen	318
Endgültig zurück nach New York	319
 Nachwort	 323
 Anhang	
Historische Personen	325
Die Namen der gefallenen Freischärler	325
Glossar	327

Erster Teil: Glückliche Kindheit

Ein Haus erwacht

Noch bevor ich die Augen ö! nete, wusste ich, dass der Morgen begonnen hatte. Unten in der Küche klapperte es.

Barbara war immer die Erste, die aufstand. Sie arbeitete bei uns im Haushalt und kannte jede Aufgabe, die morgens erledigt werden musste.

Vorsichtig räumte sie die Asche vom vergangenen Abend aus dem Herd. Manchmal fand sie darunter noch ein wenig Glut. »Na, du bist ja noch da«, sagte sie dann leise, als würde sie mit dem Feuer sprechen.

Sie legte zerknülltes Papier und trockene Holzspäne dazu und wartete, bis kleine Flammen entstanden. Erst dann legte



sie größere Holzscheite auf. Bald knisterte das Feuer, und ein wenig Rauchgeruch zog von der Küche durch das Haus. Nun wurde der Kessel mit Wasser auf den Herd gestellt. Während das Wasser langsam heiß wurde, ging Barbara über den Hof hinaus in den Stall, fütterte die gackernden Hühner und sammelte deren Eier ein.

Während ich oben unter der dicken Bettdecke lag, hörte ich das Scharren des Schürhakens im Herd, dann hörte ich, wie Barbara hinausging. Draußen hörte ich die Milchfrau kommen. Jeden Tag brachte sie auf einem Holzkarren frische Milch vom nahen Bauernhof. Wenn die Räder über die Pflastersteine kullerten, klapperten die Milchkannen laut aneinander. Barbara kau" e dann bei ihr, was wir brauchten: Milch und Butter brauchten wir jeden Tag und o" auch noch zusätzlich Rahm.

Auch Wilhelm war inzwischen aufgestanden. Er war unser Knecht und kümmerte sich vor allem um die Tiere im Stall und die Arbeiten rund ums Haus. Seine erste Aufgabe war es, die Pferde zu füttern. Wenn er wieder ins Haus kam, brachte er im Winter gleich Feuerholz herein und heizte den großen Kachelofen im Wohnzimmer an. Das war eine wichtige Arbeit. Ohne ein warmes Feuer wäre das Haus ein sehr ungemütlicher Ort gewesen. Im Sommer war das natürlich nicht nötig.



Später am Tag lief Wilhelm dann mit zwei Eimern mehrmals zum Pumpbrunnen und trug das ganze Wasser heim: das Wasser zum Trinken für uns,

zum Tränken der Pferde, zum Kochen und Waschen und für alles, wofür es sonst noch gebraucht wurde.

Als wir Kinder schließlich die Treppe herunterkamen, war das Frühstück schon vorbereitet. Barbara schnitt von einem großen Brotlaib dicke Scheiben ab. Auf dem Tisch standen bereits Butter, Käse, Schinken, Speck, Honig und Mus. Dazu gab es frische Eier.

Für die Erwachsenen machte Barbara o! nur Malz- oder Zichorienka#ee. Bohnenka#ee war etwas Besonderes und wurde nur an Feiertagen oder bei besonderen Besuchen getrunken. Wir Kinder bekamen warme Milch.

O! saßen wir noch gemeinsam beim Frühstück, als schon die ersten Besucher eilig an der Tür klopfen.

Denn unser Haus war nicht nur unser Zuhause. Es war auch die Arztpraxis unseres Vaters.

Mein Vater, der Doktor

Es war immer ganz unterschiedlich, wer zu uns kam. Manchmal kam ein alter Mann oder eine alte Frau, die sich krank fühlten. Manchmal kam eine Mutter mit einem kleinen Kind, das Fieber hatte. Manchmal kam ein Handwerker oder ein Bauer mit einer schlimmen Verletzung. Manchmal brachte auch nur jemand eine Nachricht oder einen Brief.

Mein Vater hörte das Klopfen meistens schon beim ersten Mal. »Ich glaube, das war wieder jemand für mich«, sagte er dann und legte sein Brot zurück auf den Teller. Meine Mutter schaute ihn ernst an. »Du hast kaum angefangen zu essen.« »Die Kranken können leider nicht warten«, antwortete Vater.

Mein Vater hieß Johann Ludwig Hitzfeld. Den ersten Namen benutzte er jedoch kaum. Fast alle nannten ihn Ludwig Hitzfeld oder Doktor Hitzfeld.

Hans, Hanna und die Kutschfahrten

Für mich war es immer spannend, wenn Vater zu einem Kranken fahren musste. Dann wurde alles unruhig, besonders im Stall. Dort standen unsere beiden Pferde. Wilhelm nannte sie einfach nach ihrer Fellfarbe Fuchs und Rappe.

Wir Kinder hatten jedoch andere Namen für sie. Das fuchsfarbene Pferd nannten wir Hans. Hans war schon etwas älter und ließ sich nicht so schnell aus der Ruhe bringen. Das andere Pferd war Hanna. Sie war eine junge Rappstute und ganz anders als Hans. Hanna wollte am liebsten immer sofort loslaufen.



»Nicht so stürmisch«, sagte Wilhelm dann.

Aber Hanna hörte nicht immer darauf.

Ich beobachtete immer gern, wenn Wilhelm in den Stall ging, die Pferde noch einmal striegelte, die Hufe auskratzte und dann das Ledergeschirr holte und anlegte. Anschließend führte er die Pferde nacheinander in den Hof, wo die Kutsche schon bereitstand, und spannte sie ein. Hans stand immer auf

der linken Seite, Hanna rechts. Während Hans ruhig dastand, tänzelte Hanna ungeduldig herum.

Dann schimpfte Wilhelm mit ihr. Sie schaute ihn ruhig an – nur um kurz danach wieder herumzuzappeln. Zum Glück war Hans geduldig und konnte sie ein wenig ausbremsen.

Ich stand o! daneben und beobachtete alles ganz genau. Den Geruch des Ledergeschirrs, das Geräusch der Kutsche und das Klappern der Hufe mochte ich sehr. Und ich merkte genau: Hinter den Mauern unserer Stadt gab es noch eine andere Welt. Eine Welt mit Dörfern, Höfen und Menschen, die ich bisher nur aus den Erzählungen meines Vaters kannte.

O! fragte ich: »Darf ich heute mitfahren?«

Und o! bekam ich dieselbe Antwort.

»Noch nicht, Mathilde.«

»Wann denn?«

Vater lächelte.

»Wenn du größer bist.«

Das war eine Antwort, die Erwachsene offenbar sehr gern gaben. Immer dann, wenn Kinder etwas unbedingt wollten.

»Aber Maria und Antonie dürfen doch auch schon mit.«

»Ja, aber sie sind ja auch schon älter.«

Auch das war eine Antwort, die mich als Kind überhaupt nicht zufriedenstellte.

Maria und Antonie dagegen fanden die Fahrten gar nicht so spannend. Sie erzählten, dass viele Bauernhäuser direkt neben dem Stall standen, dass es dort sogar in der Küche nach Kühen und Schweinen roch und viele Fliegen herumschwirrten.

»Da bleibe ich lieber zu Hause«, sagte Maria manchmal.

Ich konnte das nicht verstehen. Für mich klang alles aufregend. Bis ich eines Tages groß genug sein würde, blieb mir nur, mit meinen jüngeren Schwestern Agathe und Emma zu spielen und darauf zu warten, dass Vater eines Tages sagen würde: »Heute darfst du mitkommen.«

»Hambach.«

Ich kannte dieses Wort nicht. Für mich klang es zunächst wie der Name eines Menschen. Erst später verstand ich, dass es ein Ort war. Und dass dort etwas geschehen sollte, über das noch lange gesprochen werden würde.

Auch Vater wollte nach Hambach

Als dann die Männer abreisen wollten, hatte auch mein Vater schon gepackt. Aber dann kam ein eiliges Klopfen an der Haustür. Die Hebamme Frau Geiger brauchte meinen Vater, weil es Schwierigkeiten bei einer Geburt gab. Also ließ mein



Vater seine Reisetasche stehen, nahm stattdessen seine Arzttasche und folgte der Hebamme zu dem Haus, wo das Kind auf die Welt kommen sollte.

Nachdem die anderen Männer von Hambach zurückgekehrt waren, besuchten sie auch meinen Vater und waren in Jubelstimmung. Ich konnte sie laut reden hören. Sie erzählten, dass viele Tausend Pfälzer sich eingefunden hatten. Ich überlegte, wie viel denn Tausend sind. Bisher kannte ich nur eins, zwei und drei. Dann kam noch vier und fünf. Kam danach schon tausend?

Und dann erzählten sie, dass viele Reden gehalten wurden und welche Forderungen sie an den König gestellt hatten. Was ist eine Forderung? Ist das mehr als eine Bitte? Ich wusste nicht genau, wie ich das verstehen sollte und lauschte weiter. Aber die Männer benutzten immer wieder Wörter wie Presse und Zensur oder auch Freiheit und Bürgerrechte, die ich einfach noch nicht verstand.

In den nächsten Wochen jedoch ebte der Jubel wieder ab. Und dann wurden die Gespräche auch leiser.

So viel ich verstanden hatte, wollte der König und seine Regierung nicht, dass die Bürger sich tre" en und über diese Dinge reden. Und die Polizei kontrollierte das. Und einige Männer wären sogar in Ha# genommen worden, weil sie ihren Ärger über den König äußerten. Schon wieder ein neues Wort: Ha#.

Ich merkte, dass sich etwas verändert hatte. Früher hatten die Männer, die Vater besuchten, o# laut miteinander gesprochen und dabei gelacht. Sie stritten manchmal über Dinge, aber es war ein gutes Streiten, wie es Menschen tun, die verschiedene Meinungen haben und sich trotzdem gut verstehen. Nun geschah es ö#er, dass die Stimmen leiser wurden, sobald ich oder jemand anderes ins Zimmer kam, um einen Krug frisches Wasser oder eine Flasche Wein hineinzubringen.

»Warum hört ihr manchmal auf zu reden?«, fragte ich einmal meinen Vater am nächsten Morgen am Frühstückstisch. Vater sah mich an und lächelte. »Manchmal sprechen Erwachsene über Dinge, die sie erst einmal unter sich besprechen möchten.« Das war eine Antwort, die mir nicht besonders gefiel. Wieso gab es Sachen, von denen nur einige Erwachsene wissen sollten?

Auch auf der Straße bemerkte ich jetzt Veränderungen. Unsere Stadt war klein, und Neuigkeiten verbreiteten sich schnell. O# wusste man schon am nächsten Tag, wer Besuch bekommen hatte, wer krank war oder wer verreist war. Jetzt hörte ich manchmal Erwachsene auf dem Markt miteinander sprechen. »Man muss vorsichtig sein.« »Nicht jedes Wort sollte man überall sagen.«

Ich verstand nicht, warum Worte plötzlich gefährlich sein konnten. Wenn ich etwas dachte, sagte ich es meistens. Nur wenn ich wusste, dass Mutter ungehalten reagieren würde,

überlegte ich mir das vorher, weil sie mich sonst tadeln würde. Aber bei den Erwachsenen schien es um mehr zu gehen.

Einige Tage später kam ein Bekannter meines Vaters zu uns, den ich vom Sehen kannte. Er hatte o" mit Vater am Tisch gesessen und mit ihm über viele Dinge gesprochen. Diesmal wirkte er ernster als sonst. Die beiden Männer gingen ins Arbeitszimmer meines Vaters. Später hörte ich Mutter und Vater miteinander reden. »Es geht tatsächlich vor Gericht«, sagte Mutter.

Ich horchte auf.

Vor Gericht.

Das klang für mich nach etwas sehr Großem. Am nächsten Morgen fragte ich Vater: »Was bedeutet es, wenn jemand vor Gericht muss?« Er überlegte kurz. »Dann prü" ein Richter, was geschehen ist.« »Hat der Mensch dann etwas Böses getan?« Vater schüttelte den Kopf. »Nicht jeder Mensch, der vor einem Gericht erscheint, hat etwas Schlimmes getan.«

Diese Antwort überraschte mich. Ich hatte gedacht, dass nur Menschen vor Gericht kommen, die etwas Verbotenes gemacht hatten. »Warum muss er dann hingehen?«

Vater sah aus dem Fenster. »Manchmal streiten Menschen darüber, was richtig und was falsch ist. Und ein Richter hat dann das letzte Wort.« Mehr erklärte er mir damals nicht. Aber ich merkte mir seine Worte.

Später erfuhr ich von Mutter, dass einige Freunde meiner Eltern ein Schri" stück unterschrieben hatten, weil sie zeigen wollten, dass sie einen Herrn Knöbel unterstützten. Damals verstand ich nicht, warum ein Stück Papier solche Folgen haben konnte. Für mich war ein Papier etwas, auf dem man schrieb oder zeichnete. Dass Worte auf einem Papier einen Menschen in Schwierigkeiten bringen konnten, war ein Gedanke, den ich erst später begri#.

Aber ich merkte mir etwas anderes: Mein Vater und seine Freunde waren Menschen, die nicht nur über ihren Garten,

ihre Arbeit oder das Wetter sprachen. Sie machten sich Gedanken darüber, wie die Welt sein sollte.

Und zum ersten Mal begann ich zu ahnen, dass die Welt außerhalb unserer Stadtmauern größer war, als ich bisher gedacht hatte.

Die Welt der Buchstaben

Bis dahin hatte ich die Welt vor allem aus meiner Familie heraus kennengelernt. Ich kannte unser Haus, den Stall, den Garten vor den Mauern und die Straßen, auf denen ich mit meiner Mutter oder meinen Schwestern unterwegs war. Ich wusste, welche Geräusche morgens in unserem Haus zu hören waren und wer meistens als Erster an der Tür klopfte. Und ich kannte die Menschen, die zu Vater kamen.

Aber nun begann etwas Neues. Ich sollte zur Schule gehen. Schon einige Tage vorher bereitete Mutter alles vor. Ich bekam eine eigene Schiefertafel, einen Griesel und einen kleinen Schwamm zum Abwischen der Tafel. Meine Mutter nähte mir ein neues Kleid und auch eine Schürze, die das Kleid vor Flecken schützen sollte.

Für mich fühlte sich das alles sehr wichtig an. Ich war stolz und gleichzeitig auch ein wenig ängstlich.

»Was, wenn die Lehrerin mich etwas fragt und ich es nicht weiß?«, fragte ich Mutter.

Sie strich mir über die Haare.

»Dann lernst du es.«

Das war eine Antwort, die einfach klang. Aber ich war mir nicht sicher, ob Lernen wirklich so einfach war.

Die Schule lag nur wenige Minuten von unserem Haus entfernt. Ich musste nur ums Eck biegen und die Straße hinauflaufen. Meine Eltern gingen mit. Trotzdem war der Weg für mich etwas Besonderes.

»Viele Hände schafen viel Arbeit«, sagte Barbara o" .

Damals verstand ich diesen Satz noch nicht. Erst später merkte ich, wie wahr er war.

Ich kann rechnen und darf einkaufen gehen

Bald ging es wieder zur Schule. Jetzt war ich schon in der zweiten Klasse, aber immer noch war vieles neu. Ich lernte aber nicht nur in der Schule, sondern auch zu Hause.

»Wozu muss ich eigentlich rechnen lernen?«, fragte ich eines Tages meine Mutter.

Sie lächelte. »Das kannst du gleich morgen sehen.«

Am nächsten Morgen weckte Mutter mich ganz früh, damit ich mit ihr die Milch in Empfang nahm. Barbara lächelte mich an.

»Das finde ich gut, wenn du einmal diese Aufgabe übernimmst.«

Die Milchfrau kam wie immer mit ihrem Karren und stellte ihre Kannen vor die Haustür. Mutter bestellte Milch, Butter und etwas Rahm.

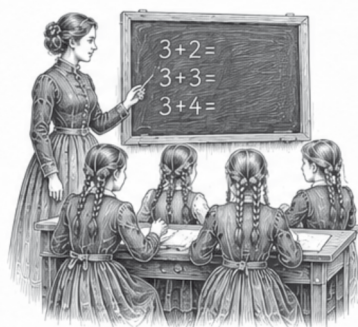
»Nun rechne einmal nach«, sagte sie zu mir. »Wenn die Milch vier Kreuzer kostet, die Butter acht und der Rahm drei – wie viel müssen wir bezahlen?«

Ich überlegte.

»Fünfzehn Kreuzer.«

Mutter nickte zufrieden.

»Siehst du? Rechnen braucht man nicht nur in der Schule.«



Von da an stellte sie mir immer wieder kleine Aufgaben. Mal ging es um Brot vom Bäcker, mal um etwas anderes. Es machte mir Freude, wenn ich die richtige Antwort wusste.

Einige Zeit später fiel mir das Rechnen schon recht leicht. Deshalb wurde ich eines Tages mit dem Einkaufskorb zum Krämerladen geschickt, um dort zusammen mit Antonie einzukaufen. Mutter hatte eine Einkaufsliste geschrieben.

Im Krämerladen angekommen, las ich vor, was auf dem Zettel stand. Antonie stand daneben und ließ mich machen.

Zuerst wog die Frau hinter dem Tresen ein Pfund Mehl ab, dann ein Pfund Reis. Von Zucker und Salz sollte es jeweils ein halbes Pfund sein. Dazu noch ein Pfund Bohnenkaffee, ein Lot Pfeffer und schließlich eine Flasche Lampenöl.



Als die Frau alles gerichtet hatte, sagte sie lächelnd: »Na, Mathilde, du kannst doch inzwischen schon gut rechnen. Willst du einmal selbst ausrechnen, was alles zusammen kostet?«

Ich nickte.

Der Apotheker hob das Glas gegen das Licht. Nun waren kleine dunkle Tiere zu sehen, die sich im Wasser langsam streckten und wieder zusammenzogen.



Ich verzog das Gesicht.

»Sie sehen abscheulich aus.«

»Nun ja«, sagte Herr Dercum schmunzelnd. »Wer weiß? Vielleicht finden die Blutegel uns auch abscheulich.«

Ich musste lachen.

»Was machen diese Blutegel?«

»Manche Ärzte setzen sie auf die Haut eines Patienten. Dort beißen sie sich fest.«

Ich schauderte.

»Tut das denn nicht weh?«

»Nicht sehr. Sie besitzen etwas in ihrem Speichel, das die Stelle beinahe betäubt.«

»Wirklich?«

»Ja. Sonst würde wohl niemand lange stillhalten.«

Ich betrachtete die Tiere nun etwas genauer.

»Und was machen sie dann?«

»Sie saugen Blut.«

»Warum sollte jemand das mit sich machen lassen?«

Der Apotheker stellte das Glas wieder vorsichtig ins Regal.

»Seit vielen Jahrhunderten haben Ärzte angenommen, dass manche Krankheiten gebessert werden können, wenn man Blut aus dem Körper ableitet. Bei stark geschwollenen oder entzündeten Körperteilen hil' das manchmal tatsächlich.«

»Und mein Vater macht das auch?«

»Dein Vater tut das schon seltener, als es ihm früher von seinen Lehrern empfohlen wurde.«

»Warum?«

»Weil die Medizin sich verändert.«

Ich blickte überrascht auf.

»Die Medizin verändert sich?«

»Gewiss. So wie sich auch das Wissen der Ärzte und Apotheker verändert.«

Er nahm eine schwere Apothekerwaage aus dem Regal.

»Früher glaubte man, manches ganz sicher zu wissen.«

Er legte ein schweres Gewicht auf die eine Waagschale.

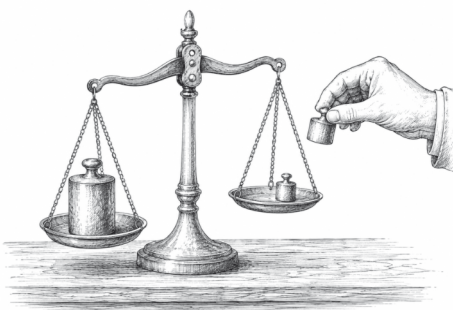
»Dann macht eines Tages jemand eine neue Beobachtung.«

Er legte ein kleineres Gewicht auf die andere Seite.

»Andere Ärzte prüfen diese Beobachtung.«

Ein zweites und danach noch ein drittes Gewicht kamen hinzu. Langsam senkte sich die Waagschale.

»Und so merkt man, dass manches gar nicht stimmt.«



»Dann haben sich die früheren Ärzte geirrt?«

»Ja.«

»Ist das schlimm?«

Der Apotheker lächelte.

»Nein. Schlimm wäre es nur, wenn Ärzte auf ihrem Irrtum beharren oder sich neuen Erkenntnissen verschließen würden.«

»Und jetzt«, sagte der Apotheker, »zeige ich dir noch etwas.«

Er öffnete eine andere Schublade. Darin lagen trockene, kugelige Kapseln mit kleinen Löchern unter ihrer Krone.

»Die sehen aus wie kleine Laternen.«

»Das sind Mohnkapseln.«

»Aus Mohn macht Mutter auch Kuchen.«

»Ja, aus den Samen«, nickte er. »Aber aus der Kapsel gewinnt man noch etwas anderes.«

»Was denn?«

»Wenn man sie anritzt, tritt ein weißer Milchsau# aus.«

Er blickte zum Fenster hinaus auf die Straße, über der es langsam dämmerte.

»Weil ich einem Menschen lieber nur ein wenig helfe, als ihm gar nicht zu helfen.«

Ich nickte ernst. Das hatte ich verstanden.

Eine Rechnung, die warten konnte

Eines Nachmittags saß ich wieder am Tisch und beschrieb kleine Tüten für Vaters Praxis. Im Hausflur warteten einige Menschen. Viele Gesichter kannte ich inzwischen schon.

Da war auch ein älterer Mann aus einem Dorf in der Umgebung. Er kam nicht zum ersten Mal zu Vater. Sein Gesicht wirkte müde, und seinen Hut hielt er fest mit beiden Händen.

Als Vater ihn nach der Untersuchung verabschiedete, blieb der Mann noch einen Augenblick in der Tür stehen.

»Herr Doktor«, sagte er leise, »wegen der Rechnung ...«

Vater sah ihn an.

»Ja?«

Der Mann wurde sichtlich verlegen.

»Ich wollte nur sagen, dass es noch etwas dauern wird. Die Ernte war nicht so gut, und bis zum nächsten Verkauf ...«

Er brach ab.

Vater nickte.

»Machen Sie sich keine Sorgen. Wir finden eine Lösung.«

Der Mann bedankte sich und ging.

Ich hatte alles gehört.

Den ganzen Tag musste ich darüber nachdenken.

Am Abend fragte ich Vater beim Essen:

»Warum hat der Mann heute nicht bezahlt?«

Vater sah mich an.

»Du hast das gehört?«

Ich nickte.

»Wenn Barbara Milch kau! , bezahlen wir die Milchfrau. Wenn wir Brot kaufen, bekommt der Bäcker sein Geld. Und wenn wir etwas im Laden kaufen, müssen wir doch auch bezahlen.«

Vater lächelte.

»Da hast du recht.«

»Warum ist es bei dir anders?«

Er legte Messer und Gabel zur Seite.

»Weil Menschen nicht immer krank werden, wenn sie gerade genug Geld haben. Und manchmal tri# eine Krankheit ausgerechnet diejenigen, die ohnehin wenig besitzen.«

Ich dachte darüber nach.

»Aber wie bekommst du dann dein Geld?«

»Die meisten Menschen bezahlen mich ganz normal.«

»Und die anderen?«

»Bei Bauern kommt es manchmal vor, dass sie einen Teil ihrer Rechnung mit Dingen bezahlen, die sie selbst erzeugt haben. Dann bekomme ich statt Geld Getreide, Eier oder anderes von ihrem Hof.«

Er lächelte.

»Erinnerst du dich an den Korb mit Äpfeln, Eiern und Brot, der letzte Woche in der Küche stand?«

»Ja.«

»Den habe ich anstelle eines Teils meiner Rechnung bekommen.«

Das fand ich spannend.

»Also bezahlen dich manche Menschen mit Essen?«

»Manchmal ja.«

»Und was ist mit denen, die gar nichts haben?«

Vater wurde ernst.

»Dann kann es vorkommen, dass ich meine Rechnung bei der Armenkasse der Stadt einreiche.«



»Und dann bezahlt dich die Stadt?«

»Sie versucht es.«

»Versucht?«

Vater nickte.

»Auch die Stadt hat nicht unbegrenzt Geld. Wenn viele Menschen Hilfe brauchen, reicht es manchmal nicht für alle Ausgaben.«

Ich sah ihn fragend an.

»Aber dann arbeitest du vielleicht umsonst?«

»Manchmal ja.«

Das überraschte mich.

»Und ärgerst du dich darüber?«

Vater schüttelte den Kopf.

»Natürlich muss auch ein Arzt leben und seine Familie versorgen. Aber wir haben genug. Wenn ich einem Menschen helfen kann, der selbst nichts hat, dann gehört das für mich zu meinem Beruf.«

Ich dachte an all die Dinge, die wir jeden Tag brauchten. Milch. Brot. Holz für den Ofen. Kerzen. Lampenöl. Stoff für unsere Kleidung.

Alles kostete Geld.

»Aber woher bekommt die Stadt eigentlich ihr Geld?«, fragte ich.

Vater lächelte.

»Du stellst heute viele Fragen.«

»Ich möchte es verstehen.«

»Das ist gut.«

Er nahm einen Schluck Wasser.

»Die Menschen zahlen Abgaben und Steuern. Das Geld wird eingesammelt und zum Rentamt gebracht. Von dort aus bezahlt die Stadt viele wichtige Aufgaben.«

»Liegt das Geld dort einfach in einer großen Kiste? Wie in einer Schatzkiste?«

Vater musste lachen.

»Nein. Dafür gibt es etwas anderes und Menschen, die genau aufpassen.«

»Und wofür braucht die Stadt das Geld?«

»Für vieles. Sie bezahlt zum Beispiel Menschen, die wichtige Aufgaben übernehmen.«

»Wen denn?«

»Den Stadtpolizisten, der für Ordnung sorgt. Den Turmwächter, der über die Stadt wacht. Und auch für die Häuser und Straßen, die der Stadt gehören.«

»Gehört die Schule auch dazu?«

»Ja, auch die Schule.«

Das überraschte mich. Bis dahin hatte ich gedacht, dass die Schule einfach da war. Nun verstand ich, dass viele Menschen dafür sorgten, dass es sie überhaupt gab.

»Also gehört die Stadt allen Menschen, die hier leben?«

Vater überlegte einen Augenblick.

»Unsere Stadt gehört zum Königreich Bayern. Deshalb gelten hier die Gesetze des Königs. Aber vieles, was den Alltag in der Stadt betri", müssen die Menschen vor Ort selbst regeln.«

»Und wer entscheidet das?«

»Dafür gibt es den Stadtrat und andere Verantwortliche.«

Ich stellte mir vor, wie Männer zusammensaßen und darüber berieten, was unsere kleine Stadt gerade brauchte. Und ob genug Geld dafür vorhanden war.

Das erschien mir alles sehr kompliziert.

Aber ich begann zu verstehen: Eine Stadt konnte nur funktionieren, wenn viele Menschen zusammenarbeiteten.

»Dann reisen die Arzneien ja sehr viel weiter als die meisten Menschen.«

Vater bestätigte lächelnd. »Ja«, sagte er. »Das tun sie wohl.«

Ein Blick über die Grenzen der Stadt hinaus

Endlich! Nach vielen Jahren des Wartens durfte ich Vater endlich eines Tages zu einem Krankenbesuch begleiten. Wilhelm hatte Max und Hanna bereits gebürstet und gestriegelt und vor die Kutsche gespannt.

»Aber du beobachtest nur und hältst dich im Hintergrund«, ermahnte mich Vater, bevor wir losfuhren. »Und wenn ich jemanden ausziehen muss, um genauer untersuchen zu können, dann drehst du dich um oder gehst hinaus.« Ich versprach es.



Wir fuhren nicht allzu weit. Ein Mann nahm uns in Empfang und band die Pferde an, damit sie nicht mitsamt der Kutsche weiterziehen konnten. Sie bekamen ein wenig Heu vorgesetzt, damit sie Beschäftigung hatten.

dann hat sein Körper weniger Kra! , sich gegen Krankheiten zu wehren.«

Ich dachte an die Frau im Haus zurück. »Dann kann ein Arzt nicht immer nur mit einer Medizin helfen?«

»Nein«, sagte Vater. »Manchmal wäre es wichtiger, die Umstände, unter denen Menschen leben, verbessern zu können.«

Ich überlegte, wie das gehen könnte. Aber mir fiel nichts ein. Vielleicht käme mir eines Tage eine Lösung in den Sinn, wenn ich größer wäre und noch mehr Wissen hätte.

Hambach und ein Gespräch über die Freiheit

Als ich fast vierzehn Jahre alt war, kam mein letztes Schuljahr. In unserer Schule saßen o! Mädchen unterschiedlichen Alters zusammen. Die Jüngeren übten ihre ersten Buchstaben und Zahlen, während die Älteren ihnen halfen, wenn sie bei einer Aufgabe nicht weiterkamen. Unsere Lehrerin erwartete, dass wir nicht nur selbst lernten, sondern auch Verantwortung für andere übernahmen. Mir gefiel diese Aufgabe. Vielleicht lag es daran, dass ich es von zu Hause gewohnt war, mitzuhelfen.

Nach dem Unterricht warteten andere Pflichten. Mutter brauchte nun noch mehr Hilfe im Haushalt, denn inzwischen hatte auch Antonie geheiratet und war ausgezogen. Wenigstens waren sie und ihr Mann in der Stadt geblieben, sodass wir uns noch ö! er sahen. Maria, Anton und Eugen lebten dagegen so weit entfernt, dass wir uns meist nur noch an den Feiertagen begegneten.

Auch im Garten gab es immer etwas zu tun. Und wenn Vater viel Arbeit hatte, konnte ich inzwischen auch in der Praxis

helfen. Ich kannte viele seiner Heilkräuter, wusste, wo Verbände und Fläschchen aufbewahrt wurden, und schrieb manchmal Listen ab.

Je älter ich wurde, desto deutlicher wurde mir, dass die Arbeit meines Vaters nicht nur mit Krankheiten zu tun hatte. Sie hatte mit Menschen zu tun. Mit ihrem Leben. Mit ihren Sorgen und Nöten. Und manchmal auch mit den Dingen, die in einem Land geschahen.

Eines Abends saß ein Besucher bei Vater, den ich bisher nur selten gesehen hatte. Er gehörte zu den Männern, die sich nicht über das Wetter oder die Ernte unterhielten, sondern über Bücher, Zeitungen und Ereignisse, die weit über unsere Stadt hinausreichten.

Ich war eigentlich nur gekommen, um etwas aus dem Zimmer zu holen. Doch dann hörte ich einen Satz, der mich aufhorchen ließ.

»Nach Hambach konnte niemand mehr so tun, als hätten die Menschen keine eigenen Vorstellungen.«

Ich blieb stehen.

Hambach.

Den Namen kannte ich. Ich hatte ihn schon Jahre zuvor gehört, ohne genau zu wissen, was dahinterstand.

Ich blieb stehen und fragte: »Was war eigentlich damals in Hambach?«

Vater sah mich überrascht an.

»Der Name sagt dir etwas?«

»Ich habe den Namen als Kind gehört, aber ich weiß nicht, was dahintersteckt.«

Der Besucher lächelte.

»Das Hambacher Fest war ein großes Treffen von Menschen, die ihre Vorstellungen von der Zukunft unseres Landes öffentlich zeigen wollten. Sie kamen aus vielen Orten der Pfalz, aber auch aus Hessen, Baden und anderen Gegenden. Gemeinsam zogen sie zum Hambacher Schloss. Sie wollten

Freiheit, Gleichheit vor dem Gesetz, Pressefreiheit, mehr Mitbestimmung und ein geeintes Deutschland.«

»Gab es so etwas nur hier in der Pfalz?«

Der Besucher schüttelte den Kopf.

»Die Pfalz war damals etwas Besonderes.«

Vater übernahm die Erklärung.

»Während der französischen Herrschaft galten hier viele andere Gesetze als in den meisten deutschen Ländern. Die Menschen lernten neue Vorstellungen von Freiheit, Gleichheit vor dem Gesetz und bürgerlichen Rechten kennen.«

»Und diese Gedanken blieben?«

»Ja«, sagte der Besucher. »Viele wollten sie nicht wieder verlieren. Deshalb wurden solche Ideen gerade hier besonders lebendig.«

»Und das Hambacher Fest war dann ein Protest?«



»Ja«, antwortete der Besucher. »Aber es war mehr als das. Es war ein Fest der Ideen. Die Menschen redeten miteinander, sangen Lieder und hielten Reden. Viele trugen die Farben Schwarz, Rot und Gold. Für sie waren diese Farben ein Zei-

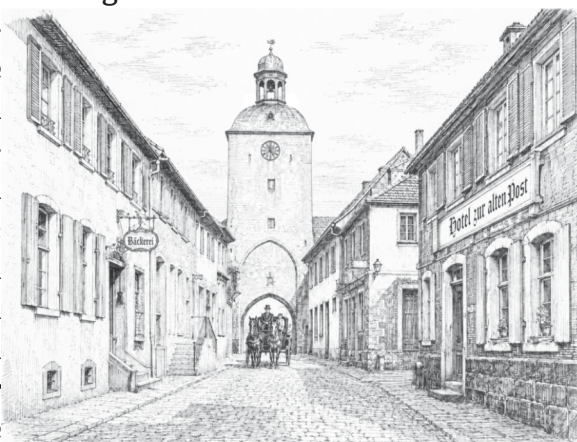
an ihren Platz im Regal. Doch nach und nach vertraute er mir mehr an.

Wenn ein Patient kam, legte ich frische Tücher bereit oder holte Verbandsmaterial aus den Schränken. Bald wusste ich, wo alles seinen Platz hatte: die Rollen mit Leinenbinden, die Tiegel mit Salben, die Fläschchen mit Tinkturen und die sorgfältig gereinigten Instrumente.

»Mathilde, die kleine Schere bitte«, sagte mein Vater dann o! . Oder: »Reichst du mir eine Binde?«

Manchmal dur! e ich Verbände vorbereiten, bevor er sie anlegte. Ich strich die Salbe gleichmäßig auf das Leinentuch und faltete alles so, wie er es mir gezeigt hatte. Anfangs kontrollierte er jeden Handgri#. Später genügte meist ein kurzer Blick. »Sehr ordentlich«, lobte er dann. Solche Worte freuten mich mehr, als ich mir eingestehen wollte.

Besonders spannend fand ich die Tage, an denen ich ihn auf Hausbesuchen begleiten dur! e. O! wartete die Kutsche schon am frühen Morgen vor dem Haus. Im Winter stieg der Atem der Pferde



wie kleine Wolken in die kalte Lu! . Dann half ich meinem Vater, seinen Arztko#er einzuladen, bevor wir durch das Stadttor hinausfahren.

Während die Räder über die holprigen Wege rumpelten, erzählte er mir von den Menschen, die wir besuchten. »Dort vorne lebt ein alter Bauer mit einem verletzten Bein«, sagte er vielleicht. »Und danach fahren wir zu einer Familie, deren jüngstes Kind seit einigen Tagen hohes Fieber hat.«

Manchmal fragte ich ihn unterwegs nach Krankheiten und Heilmitteln. »Woher weißt du, welche Medizin du geben musst?« Dann erklärte er geduldig, worauf er achtete und welche Anzeichen ihm etwas verrieten.

Bei den Besuchen blieb ich meist im Hintergrund. Doch ich beobachtete aufmerksam. Ich sah arme Familien, die kaum genug Holz zum Heizen besaßen. Ich sah Kinder, die keine passenden Schuhe hatten oder die sich ein Bett mit mehreren Geschwistern teilen mussten. Manchmal begegneten wir Menschen, die schon lange krank waren und dennoch versuchten, ihrer Arbeit nachzugehen.

Mein Vater behandelte sie alle mit derselben Freundlichkeit, gleichgültig, ob sie wohlhabend waren oder arm.

Einmal fragte ich ihn auf dem Heimweg danach. »Warum nimmst du dir für jeden Menschen so viel Zeit?«

Er lenkte die Pferde um ein Wasserloch auf der Straße herum und antwortete erst nach einer Weile. »Weil Schmerzen keinen Unterschied zwischen Arm und Reich machen, Mithilfe. Krankheit fragt nicht nach Geld oder Herkunft". Deshalb sollte auch ein Arzt keinen Unterschied machen.«

Diese Worte hinterließen in mir einen tiefen Eindruck.

Je mehr ich Vater half, desto vertrauter wurde mir der Ablauf. Am Morgen wurde die Praxis geöffnet. Dann kamen die ersten Menschen. Manche klopfen zaghaft an die Tür, als wollten sie niemanden stören. Andere kannten Vater schon seit vielen Jahren und begrüßten ihn herzlich. Im Hausflur warteten die Patienten, bis Vater sie aufrief.

Ich sah einen alten Mann mit einem dicken Schal um den Hals. Eine Frau hielt ihre Hand verbunden und bewegte die Finger nur ganz vorsichtig. Ein junger Handwerker saß mit gesenktem Kopf da und schaute immer wieder auf seinen Fuß.

Vater sprach immer freundlich mit den Menschen. Er fragte nicht nur, wo es wehtat. Er fragte auch, wie jemand lebte, ob

Die Unzufriedenheit wächst weiter

Aber trotz der Fortschritte bei Schulen und Eisenbahnen änderte sich politisch weiterhin nichts. In den folgenden Monaten schien sich die Stimmung der Menschen weiter zum Schlimmeren zu verändern. Früher hatten viele gehört, dass das nächste Jahr besser werden würde. Nun hörte ich immer öfter Sätze wie: »Es wird ohnehin nicht besser.« Oder: »Die da oben kümmern sich doch nicht um uns.«

Eines Tages standen wir nach einem Krankenbesuch noch kurz vor einem kleinen Haus. Der alte Mann schüttelte den Kopf. »Früher hat man wenigstens gehört, dass auf ein schlechtes Jahr ein gutes folgt, das den Verlust ausgleicht«, sagte er. »Aber seit einiger Zeit haben wir nur noch schlechte Jahre erlebt.«

Vater nickte nur. »Es fällt in der Tat schwer, viel Hoffnung zu haben.«

Auf der Heimfahrt fragte ich ihn: »Glaubst du, dass die Menschen sich das noch lange gefallen lassen? So kann das doch nicht mehr weitergehen.«

Vater hielt die Zügel einen Moment fester. »Ich weiß es nicht«, sagte er. »Ich weiß, dass Menschen viel ertragen können. Aber ich weiß auch: Die Menschen brauchen Zuversicht. Wenn sie die verlieren, wird vieles schwerer als jede Krankheit. Und wenn sie über Jahre das Gefühl haben, dass niemand ihre Sorgen hört, wächst der Unmut. Und irgendwann sucht er sich seinen Weg.«

Ich blickte auf die winterlichen Felder hinaus. Die Äcker schienen zu ruhen,



»Und was hat er auf deine Frage geantwortet?«, fragte ich vorsichtig.

Vater lächelte.

»Er wollte sich die Entscheidung gut überlegen. Das halte ich für vernünftig. Wer sich einer Freischar anschließt, sollte wissen, worauf er sich einlässt.«

Einen Moment lang schwiegen wir alle.

Schließlich sagte Vater leise: »Ich hoffe sehr, dass keiner dieser jungen Männer jemals seine Worte wird einsetzen müssen.«

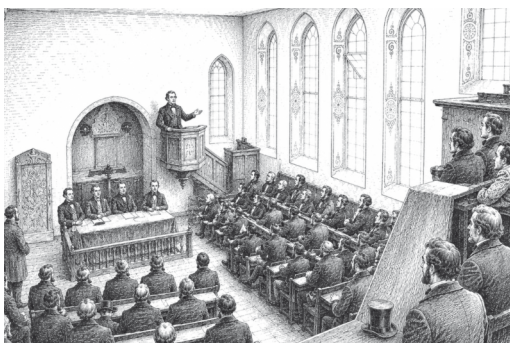
Auch ich hoffe das.

Doch wenn ich in diesen Wochen die vielen Gespräche hörte und die Zeitungen las, spürte ich, dass sich unser Land immer schneller veränderte. Manche Menschen setzten ihre Hoffnung auf Versammlungen und gemeinsame Beratungen. Andere glaubten, dass Freiheit notfalls auch mit der Waffe verteidigt werden müsse. Ich wünschte mir von Herzen, dass der friedliche Weg genügen würde.

Wir Bürger werden aktiv

Während sich manche Männer der Bürgerwehr anschlossen und andernorts Freischaren entstanden, wurde auch in unserer Stadt über einen weiteren Weg nachgedacht.

Politisch interessierte Bürger wollten sich regelmäßig treffen, um über die Ereignisse im Land zu sprechen und gemeinsam zu überlegen, welche Veränderungen notwendig waren.



Dr. Friedrich Glaser, der sich wie mein Vater als Arzt um das Wohl seiner Patienten kümmerte, war die treibende Kraft hinter diesem Vorhaben.

Vater war zu einem ersten Vorgespräch eingeladen, für die sogar die Peterskirche geöfnet wurde. Er berichtete uns später am Abend davon.

»Es wurde viel diskutiert«, erzählte er. »Manche wünschen sich nur kleine Veränderungen. Andere möchten am liebsten alles auf einmal umgestalten.«

Nach einigen weiteren Treffen und Beratungen wurde am 31. Mai im Gasthaus Zum Weißen Ross des Herrn Chormann der Bürgerverein gegründet.

Wie bei der Bürgerwehr war auch beim Bürgerverein zu beobachten, dass sich hier Menschen trafen, die früher nur selten miteinander gesprochen hatten.

Bauern saßen neben Kaufleuten oder Handwerkern. Und mitten zwischen ihnen saßen studierte Männern wie der Notar oder Dr. Glaser.

Nicht immer waren sie derselben Meinung.

Aber sie hörten einander zu.

Auf den vielen Versammlungen sprach man über die Verfassung und die Rechte der Bürger. Über Petitionen. Über die Pressefreiheit. Und darüber, wie Deutschland eines Tages aussehen könnte.

Auch Philipp war fast immer dabei. Er drängte sich nie in den Vordergrund. Meist hörte er aufmerksam zu. Doch wenn er eine Frage stellte oder seine Meinung sagte, hörte man ihm zu.

Ich bemerkte, dass Vater ihn inzwischen ganz selbstverständlich in die Gespräche einbezog. Nicht wie einen Steinmetzgesellen, der zufällig anwesend war. Sondern wie einen jungen Mann, dessen Meinung bereits Gewicht hatte.

Am Ende einer Versammlung blieben viele noch eine Weile im Schankraum stehen und diskutierten weiter. Manche

saßen bereits wieder an den Tischen, andere hatten sich zu kleinen Gruppen zusammengefunden.

Auch Philipp trat zu mir. Wir standen etwas abseits, wo das Stimmengewirr leiser war.

Einen kurzen Augenblick schwiegen wir.

Dann sagte er:

»Wir erleben gerade eine wichtige Veränderung in dieser Zeit. Vielleicht ist es sogar die wichtigste.«

Ich sah ihn fragend an.

»Welche?«

Er dachte einen Moment nach und überlegte nach Worten.

»Die Menschen merken, dass sie nicht mehr nur brave Untertanen sein wollen.«

»Sondern?«, fragte ich.

Er lächelte.

»Bürger.«

Dieses Wort hörte ich in jenen Monaten immer häufiger.

Früher hatte ich kaum darüber nachgedacht.

Nun begegnete es mir überall.

In der Bürgerwehr. Im Bürgerverein. Und auch bei den Freischaren war immer von den Bürgern die Rede.

Ich verstand, dass es dabei um mehr als nur um ein Wort ging. Die Menschen wollten nicht länger nur hinnehmen, was andere für sie entschieden.

Sie wollten ihre Meinung sagen.

Sie wollten mitberaten.

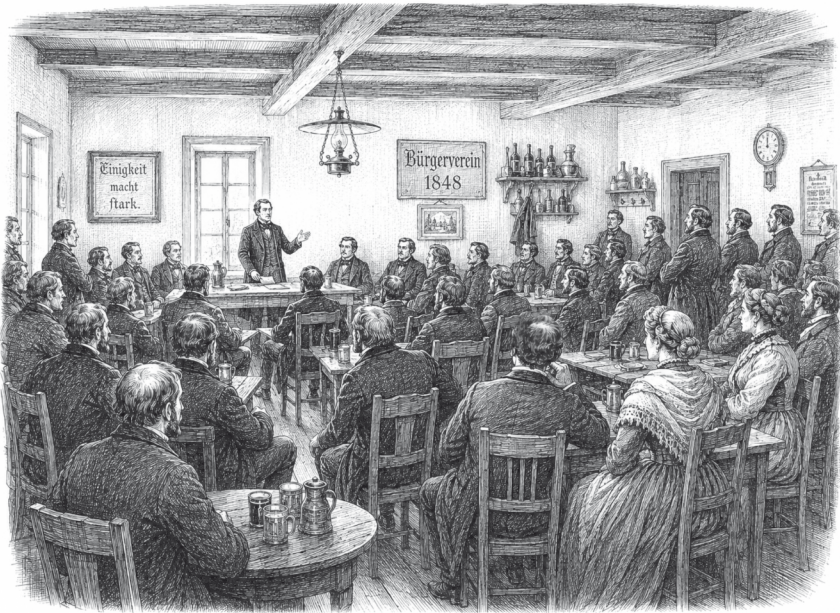
Und sie wollten selbst Verantwortung übernehmen.

Vielleicht war genau das die größte Veränderung jener Zeit. Nicht, dass plötzlich alle dieselben Ansichten hatten. Im Gegenteil – o" wurde leidensch" lich gestritten.

Aber immer mehr Menschen hatten den Mut, ihre Gedanken o#en auszusprechen und sich für das einzusetzen, was sie für richtig hielten.

Immer mehr Menschen meldeten sich zu Wort. Menschen, die einander zuhörten, widersprachen, gemeinsam nach Lösungen suchten und zum ersten Mal das Gefühl hatten, dass ihre eigene Stimme etwas bewirken konnte.

So kam es, dass unsere Stadt seit den ersten Versammlungen im Frühjahr 1848 kaum wiederzuerkennen war. Noch wenige Monate zuvor hatten die meisten Menschen ihr Leben geführt wie immer. Man kannte die Sorgen des Alltags: die Preise auf dem Markt, die Ernte, die Arbeit, Krankheiten und



die Frage, ob das Geld bis zum nächsten Monat reichen würde.

Nun aber sprachen die Menschen über Dinge, die früher nur wenige interessiert hatten. Über Verfassungen. Über Rechte. Über Freiheit. Über die Hoffnung. Und über die Zukunft Deutschlands.

Auch in unserem Haus waren diese Gespräche häufiger geworden. Vater erhielt Besuch von Männern, die früher kaum den Weg zu uns gefunden hätten. Lehrer, Kaufleute, Hand-

werker und Beamte saßen an unserem Tisch und diskutierten bis in den Abend hinein. Unter ihnen war auch Philipp Berch.

Ich hatte ihn ja bereits vor den ersten großen Versammlungen kurz erlebt, als den jungen Steinmetzgesellen, den ich nach dem Unfall in der Werkstatt kennengelernt hatte. Doch je ö! er ich ihn hörte, desto mehr bemerkte ich, dass er anders war als viele andere.

Er sprach nicht, um gehört zu werden. Er sprach, wenn er etwas zu sagen hatte.

Auch Vater äußerte sich immer ö! er anerkennend über ihn. »Er stellt die richtigen Fragen«, sagte er einmal nach einer Versammlung.

»Ist das so wichtig?«, fragte ich.

Vater lächelte. »O! wichtiger als schnelle Antworten.«

Auch wir Frauen sind aktiv dabei

Mit der Gründung des Bürgervereins veränderte sich auch die Rolle vieler Frauen. Für Frauen war es zwar nicht direkt verboten, an politischen Beratungen teilzunehmen, aber es war noch nicht so gern gesehen.

Trotzdem waren wir mehr als nur Zuschauerinnen. Wir waren eher im Hintergrund aktiv, tauschten uns aus und organisierten Dinge. Meine Mutter und ich waren dabei, ein Frauenkomitee ins Leben zu rufen, das Spenden sammeln sollte für die Freischaren. Immerhin musste für die Männer Kleidung, Schuhe und andere Ausrüstung beschafft werden.

Eine besondere Aufgabe übernahmen wir bei der Fahne. Mutter erzählte mir, dass einige Frauen beschlossen hatten, für die Freischar eine eigene Fahne zu fertigen. »Eine Fahne ist nicht nur ein Stück Stoff«, sagte sie. »Sie zeigt, wofür Menschen stehen.«

Die Zeit ist reif

Schon wenige Tage später, es war Ende April, kam ein Bote zu unserem Haus. Er brachte einen Brief für Vater. Ich bemerkte, dass Vater ihn zweimal aufmerksam las, bevor er ihn zusammenfaltete.

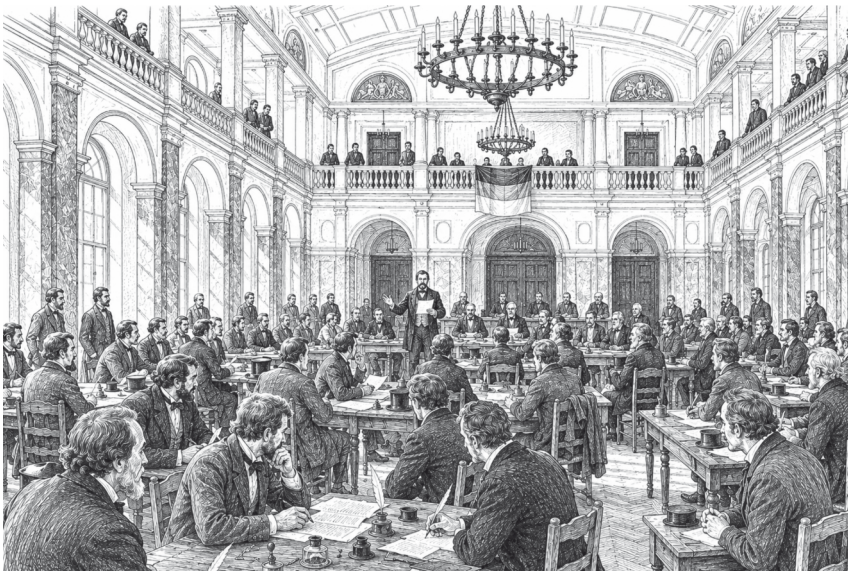
»Ist etwas geschehen?«, fragte Mutter.

»Am 1. Mai werden sich Vertreter aus den 28 Kantonen der Pfalz in der Fruchthalle in Kaiserslautern treffen.«

»Schon wieder eine Versammlung?«

»Diesmal geht es um mehr als nur Forderungen.«

Er legte den Brief auf den Tisch. »Jetzt muss entschieden werden, wie wir die Reichsverfassung verteidigen wollen.«



Am nächsten Morgen brach Vater früh auf. Mit ihm reisten Notar Karl Wilhelm Schmidt und dessen Notariatsschreiber Jakob Müller. Beide gehörten zu den Männern, die unsere Stadt in Kaiserslautern vertreten sollten.

Die Pfalz geht jetzt ihren eigenen Weg

Nach den ersten Versammlungen in Kaiserslautern verging kaum ein Tag ohne neue Nachrichten. Vater war nur selten zu Hause. Kam er doch einmal zurück, warteten o! schon neue Briefe auf ihn. Manchmal brachte ein Bote eine Nachricht, manchmal kam einer der Männer aus der Bürgerwehr vorbei und bat ihn, gleich wieder mitzukommen.

»So habe ich deinen Vater noch nie erlebt«, sagte Mutter eines Abends, als wir gemeinsam den Tisch deckten.

»Hat er Angst?«, fragte Agathe.

Mutter schüttelte den Kopf. »Nein. Aber er weiß, dass jetzt Entscheidungen getroffen werden, die das Leben vieler Menschen verändern können.«

Als Vater später nach Hause kam, wirkte er erschöpft. Trotzdem setzte er sich noch zu uns.

»Wie war es diesmal?«, fragte Mutter.

»Es dauerte länger als geplant«, antwortete er. »Und es war schwieriger. Wir haben viel diskutiert.«

Ich sah ihn fragend an. »Und wie habt Ihr abgestimmt?«

»Die Pfalz hat jetzt eine provisorische Regierung.«

»Was bedeutet das?«

»Die Versammlung in Kaiserslautern ist überzeugt, dass die neue Reichsverfassung gelten muss. Wenn Bayern sie ablehnt, wollen sie nun selbst dafür sorgen, dass sie in der Pfalz umgesetzt wird.«

»Heißt das ...«, begann ich vorsichtig, »... dass die Pfalz Bayern nicht mehr gehorcht?«

Vater nickte langsam. »Im Augenblick ist es tatsächlich so. Die neue Regierung handelt im Namen der Pfalz und nicht mehr im Auftrag des bayerischen Königs.«

Ich war einen Moment sprachlos.

Noch nie hatte ich erlebt, dass Menschen einfach beschloßen, ihrem König nicht mehr zu gehorchen.

»Ist das denn überhaupt erlaubt?«, fragte Emma unsicher.

Vater lächelte müde. »Revolutionen fragen selten zuerst, ob etwas erlaubt ist.«

»Revolution?«, wiederholte ich.

»Ja«, sagte er. »Die Menschen in der Pfalz wollen nicht länger hinnehmen, dass über sie entschieden wird, ohne dass man ihren Willen achtet. Sie erkennen die Entscheidungen ihres Königs nicht mehr an und setzen ihre eigene Regierung ein.«

Einen Moment lang war es still.

»Dann leben wir mitten in einer Revolution?«, fragte ich schließlich.

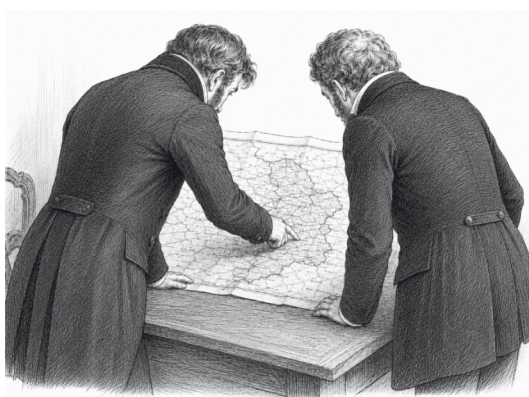
Vater nickte ernst.

»Ja. Noch wird nicht gekämpft. Aber die Revolution hat damit begonnen, dass sich die Pfalz von Bayern losgesagt hat.«

»Und der König?«, fragte Emma.

»Der wird das wohl kaum hinnehmen.«

Am nächsten Tag traf Notar Schmidt wieder bei uns ein. Während die Männer Karten über den Tisch ausbreiteten und



leise miteinander berieten, half ich Mutter in der Küche.

Als wir später den Kaffee brachten, hörte ich Vater sagen: »Wir müssen uns darauf einstellen, dass Bayern Hilfe holen wird.« Fast alle Männer nickten.

»Wir alle wissen, dass Bayern nicht genug Soldaten in der Pfalz hat.«

»Deshalb wird Preußen eingreifen«, sagte Herr Schmidt.

Mir stockte der Atem. »Preußen? Aber das liegt doch weit von hier entfernt!«

Vater sah zu mir. »Ja. Aber der preußische König besitzt die stärkste Armee der deutschen Staaten. Wenn Bayern seine Herrschaft über die Pfalz wiederherstellen will, wird es die Preußen zu Hilfe rufen.«

»Dann könnten fremde Soldaten hier bei uns kämpfen?«

Niemand antwortete sofort. Schließlich sagte Philipp leise: »So sieht es im Augenblick aus.«

In den folgenden Wochen änderte sich vieles. Die Bürgerwehren sollten enger zusammenarbeiten. Aus ihnen entstand nach und nach eine pfälzische Volkswehr. Außerdem wurden noch weitere Freischaren aufgestellt – freiwillige Verbände aus Bürgern, Handwerkern, Bauern und Turnern, die bereit waren, die Reichsverfassung zu verteidigen.

Viele meldeten sich voller Begeisterung. Andere blieben zurückhaltend. Nicht jeder glaubte, dass man gegen gut ausgebildete Soldaten bestehen könne.

Eines Abends saßen wir wieder lange am Tisch. Wir hatten uns bei Herrn Rochotte versammelt, auch Philipp war wieder da.

Sie sprachen über Ausrüstung, Waffen und Lebensmittel.



»Gewehre fehlen überall«, sagte einer.

»Und Pulver.«

»Auch Brot werden wir brauchen. Und Hafer für die Pferde.«

»Und Geld für weitere Ausrüstung.«

»Vor allem, wenn der Kampf länger dauert.«

Schritte von der Barrikade fort und bedeutete mir, nach Hause zu gehen. Ich war zu erschöpft, um zu widersprechen.

Auf dem Heimweg begegnete ich einem preußischen Reiter. Hinter seinem Pferd schleppte sich ein verletzter Freischärler dahin. Seine Hände waren gefesselt, und jeder Schritt schien ihm Schmerzen zu bereiten.

Ich fasste all meinen Mut zusammen und trat dem Reiter entgegen.

»Bitte«, sagte ich, »überlassen Sie mir den Verwundeten. Mein Vater ist Kantonsarzt. Er kann seine Wunden versorgen.«



Der Offizier sah mich einen Augenblick schweigend an. Dann löste er tatsächlich die Fesseln des Mannes und ließ ihn zu mir gehen. Ich konnte mein Glück kaum fassen. Ich schaffte es den Verletzten bis zu unserem Haus. Dort kümmerte sich mein Vater sofort um seine Wunden. So war wenigstens einem der gefangenen Freischärler geholfen.

Im Schlossgarten aber ging der Kampf weiter. Die kleine Gruppe der Freischärler war eingeschlossen. Einige versuchten noch, sich zu wehren. Doch gegen die gut ausgebildeten Soldaten mit ihren Gewehren hatten sie kaum eine Chance. Am Ende blieben siebzehn Tote zurück, der Rest wurde gefangen genommen.

Als mein Vater den Verletzten zu Hause versorgte, hörte ich von Wilhelm, dass Zitz und Bamberger den Rückzug angetreten hatten. Sie hatten erkannt, dass alles verloren war. Mit unserer Kutsche und unseren Pferden Hanna und Max waren sie westwärts in Richtung Rockenhausen geflohen.

Für mich aber gab es in diesen Stunden nur einen Gedanken: Philipp.

Dritter Teil:

Eine neue Heimat

Ein neues Land

Der Abschied fiel mir noch schwerer, als ich es mir vorgestellt hatte. Bis zuletzt hatte ich geglaubt, ich würde stark bleiben. Doch als ich meine wenige Habe einpackte und Philipps Stein dazulegte, schien es mir fast das Herz zu zerdrücken. Und als dann der Wagen vor unserem Haus bereitstand und mein Ko! er verladen wurde, kamen mir die Tränen. Meine Mutter hielt mich lange in den Armen. Mein Vater legte mir die Hände auf die Schultern und versuchte, mir Mut zu machen.

Er sagte, ich sollte den Mut nicht verlieren. Amerika sei ein Land, in dem ein Mensch nach seinen Fähigkeiten beurteilt werde und nicht nach seinem Namen oder den Gerüchten, die andere über ihn verbreiteten.

Ich nickte, obwohl ich kaum sprechen konnte.

Ich umarmte noch meine Schwestern Agathe und Emma sehr innig, schließlich auch Barbara und drückte Wilhelm noch fest die Hand. Dann stieg ich in den Wagen, der mich

fortbringen sollte aus meiner Heimat.



Als die Kutsche sich in Bewegung setzte, drehte ich mich noch einmal um. Ich sah meine Familie vor dem Haus stehen. Alle hoben ihre Hände zum Abschied und winkten. Mutter und Barbara wischten mit Taschentüchern

über ihr Gesicht. Und schon verschwand das Haus hinter der Straßenkreuzung.

Die folgenden Tage zogen an mir vorbei wie in einem Traum. Wechselnde Wagen, fremde Gasthäuser und Städte, deren Namen ich nicht kannte – ich sah alles, ohne es wirklich aufzunehmen. Es war, als würde nicht ich selbst reisen, sondern nur mein Körper den Weg zurücklegen.

Erst als ich den salzigen Geruch des Meeres wahrnahm und zum ersten Mal zwischen den gewaltigen Masten der Schiffe stand, begriff ich, dass es kein Zurück mehr gab. Wenig später verließ das Dampfschiff den Hafen.



Viele Tage war nichts zu sehen gewesen als Wasser und Himmel. Das Stampfen der Maschine und das endlose Rollen der Wellen hörten nie auf. Anfangs hatte die Seekrankheit viele Passagiere geplagt, später wurden Gespräche geführt, Karten gespielt oder schweigend auf den Horizont geblickt. Ich verbrachte viele Stunden an der Reling. Manchmal dachte ich an Philipp. Manchmal an Kirchheimbolanden. Meist jedoch versuchte ich, gar nicht zu denken.

Das Leben nimmt seinen Lauf

Natürlich schrieb ich meiner Familie und auch Sophie, dass ich nun verheiratet war. Wieder würde ich viele Wochen auf eine Antwort warten müssen. Ein Brief über den Atlantik war eine lange Reise, und manchmal hatte ich das Gefühl, dass zwischen den Zeilen mehr Sehnsucht lag als in den Worten selbst.

Für mich begann nun ein neuer Abschnitt meines Lebens. Ich war nicht mehr Fräulein Hitzfeld. Ich war Frau Kaufmann.

Nach der Hochzeit zog ich zu Theodore. Seine Wohnung am Broadway 442 war für uns beide zu eng, und so suchten wir bald nach einer neuen Bleibe. Schließlich fanden wir eine Wohnung am Broadway 465.

Die Gegend war typisch für New York: schmale Straßen, hohe Backsteinhäuser, im Erdgeschoss kleine Geschäfte und darüber Wohnungen, in denen Familien aus den verschiedensten Ländern lebten. Aus manchen Fenstern hörte man Englisch, aus anderen Deutsch, und manchmal noch ganz andere Sprachen.

Beim Auspacken unserer wenigen Kisten hatte ich plötzlich meine kleine hölzerne Schatulle in der Hand. Darin lag noch der glatte Sandstein, den Philipp mir vor Jahren geschenkt hatte.

Als ich ihn in die Hand nahm, war ich für einen Augenblick wieder in Kirchheimbolanden. Ich hörte Philipp von den Bauhütten erzählen und davon, dass ein gutes Bauwerk ein starkes Fundament brauche.

Dann legte ich den Stein vorsichtig in die Schatulle zurück. Manche Erinnerungen gehörten zu einem früheren Leben. Der Schmerz war mit den Jahren leiser geworden. Vergessen wollte ich sie trotzdem nicht. Denn diese Erinnerungen ge-

hörten für mich zum Fundament meines Lebens. Sie hatten mich zu dem Menschen gemacht, der ich geworden war.

Unsere neue Wohnung lag nicht weit von der Bryan Gallery of Christian Art entfernt, wo ! eodor stundenweise arbeiten konnte. »Komm mit«, sagte er eines Tages. »Ich möchte dir etwas zeigen.« Ich folgte ihm.

Noch nie zuvor hatte ich eine solche Sammlung von Gemälden gesehen. Vor meinen Augen öffnete sich eine Welt, die mir bisher verborgen gewesen war: Heilige und Könige, Geschichten aus der Bibel und aus der Geschichte Europas.

Doch ! eodor sah die Bilder anders als ich.

Er blieb nicht nur vor den Gemälden stehen. Er erzählte von den Malern, von der Wirkung des Lichts, von den Farben und davon, welche Gedanken hinter einem Bild verborgen sein konnten.

»Ein gutes Bild zeigt nicht nur, was der Maler sieht«, sagte er. »Es zeigt auch, was er denkt.« Damals verstand ich, dass ! eodor nicht einfach Bilder malte. Er erzählte Geschichten mit Farbe.

Von seiner Arbeit als Lehrer wusste ich, dass immer wieder junge Menschen zu ihm kamen, um von ihm das Zeichnen und Malen zu lernen. Deshalb wunderte ich mich nicht, als er eines Tages einen Jungen mitbrachte.

Der Junge war vielleicht zwölf oder dreizehn Jahre alt. Er war klein und etwas rundlich und so sehr in seine Zeichnung vertieft, dass er mich zunächst gar nicht bemerkte.

! eodor legte ihm eine Vorlage hin. »Nicht nur die Linien nachzeichnen«, sagte er ruhig. »Schau genau hin. Frage dich, warum der Künstler diese Linie gesetzt hat. Zeichnen heißt sehen lernen.«

Der Junge nickte ernst und begann von Neuem.

Nachdem er gegangen war, fragte ich: »Ist das ein neuer Schüler?«

! eodor lächelte. »Ja. Sein Name ist ! omas Nast.«

»Er ist noch sehr jung.«

»Das stimmt. Seine Eltern stammen aus Deutschland, genauer gesagt aus Landau. Er kam als Kind nach Amerika. In der Schule tut er sich schwer, besonders mit Lesen und



Schreiben. Aber gib ihm einen Bleisti! , und er sieht Dinge, die andere übersehen.«

»Ist er sehr begabt?«, fragte ich.

" eodor dachte einen Augenblick nach.

»Ja, das ist er. Aber

Talent allein reicht nicht. Ein Mensch braucht auch jemanden, der daran glaubt und ihm eine Tür ö\$net.«

Ich dachte an all die Menschen, deren Fähigkeiten nie entdeckt wurden. Damals ahnten weder " eodor noch ich, welchen Weg dieser stille Junge einmal gehen würde.

Die nächste Zeit verging sehr ruhig. Zum ersten Mal schien unser Leben nicht mehr von Flucht, Revolution oder Abschied bestimmt zu sein." eodor arbeitete mit großer Hingabe an seinen Bildern, ich half weiterhin in der Praxis von Dr. Wagner. Langsam entstand ein Alltag, wie ich ihn mir früher kaum hätte vorstellen können.

Nicht lange danach erhielt ich einen Brief von Sophie.

Schon an ihrer Handschri! erkannte ich, dass etwas nicht stimmte. Die Schri! , die sonst so ordentlich gewesen war, wirkte plötzlich zagha! und klein.

Ich ö\$nete den Brief mit einer unguten Ahnung. Ihre kleine Susanne war gestorben. Noch im Frühjahr hatte ich das Kind in ihren Armen gesehen. Ich erinnerte mich an die kleinen Hände und an Sophies glückliches Gesicht, wenn sie von ihrer Tochter sprach. Nun war dieses kleine Leben nach nur wenigen Monaten wieder vergangen.

Mein Mann zieht in den Krieg

Mit meiner Familie und mit Sophie oder auch anderen Freunden blieb ich durch Briefe verbunden. Manchmal kam mir der Atlantik wie eine unüberwindbare Entfernung vor. Ein Brief brauchte viele Wochen, bis er sein Ziel erreichte. Wenn ich die Handschrift meiner Mutter oder Sophies erkannte, hielt ich den Umschlag oben einen Moment in der Hand, bevor ich ihn öffnete. Diese Briefe waren kleine Stücke Heimat.

So erfuhr ich 1859, dass der Wartberg oberhalb meiner Heimatstadt umbenannt wurde in Schillerhain – zu Ehren zum 100. Geburtstag des großen Dichters. Der Gesangsverein Liederkranz zusammen mit dem Donnersberger Musikverein und weiteren Gesangsvereinen aus Gauersheim, Morschem und Bischheim sorgten für das musikalische Programm.

In dieser Zeit beschlossen die Bürger, einen Park anzulegen zur Erinnerung an die 17 Freischärler, die im Kampf für die Freiheit gestorben waren. Es war nur eine kleine Nachricht. Und doch schwelgte ich den ganzen Tag in guten und auch in weniger guten Erinnerungen an meine Zeit in Kirchheimbolanden.

Aber auch hier in den Vereinigten Staaten spielte das Thema Freiheit eine wichtige Rolle. Das Schicksal der Sklaven in den Südstaaten entzweite das Land. Theodore verfolgte die Ereignisse aufmerksam. Für ihn war dieser Kampf mehr als nur ein politischer Streit. Er sah darin auch eine Fortsetzung jener Ideen, für die viele von uns 1848 in Deutschland eingetreten waren: Freiheit und gleiche Rechte.

»Wir sind nicht über den Ozean gekommen, um wegzusehen, wenn hier Unrecht geschieht«, sagte er eines Abends. Ich wusste, dass er sich entschieden hatte, noch bevor er es aussprach. Er wollte sich der Armee anschließen. Für ihn war

ze, und gewiss erinnerte sich dort mancher noch an frühere Kriege und Einmärsche.

Im Januar 1871 wurde schließlich das Deutsche Reich gegründet. Damit war die Einheit Deutschlands Wirklichkeit geworden, von der so viele Menschen schon im Jahr 1848 gesprochen hatten. Doch sie war anders entstanden, als wir es uns damals erhofften: nicht durch ein frei gewähltes Parlament und eine demokratische Verfassung, sondern nach einem Krieg und unter der Führung Preußens.

Endgültiger Abschied von der Heimat

Anfang des Jahres 1872 erhielt ich einen Brief aus Kirchheimbolanden. Man schrieb mir, man wolle im Sommer ein Denkmal für die 17 Freischärler errichten, die im Schlossgarten von Kirchheimbolanden gefallen waren, und dass man sich geehrt fühlen würde, wenn ich der Einladung folgen könnte.

Ich hielt den Brief lange in der Hand. Wie oft hatte ich an diese Zeit zurückgedacht! An meinen Vater, an die Hoffnungen von damals und an die Gefahren, die daraus entstanden waren.

Aber ich merkte auch, dass ich nicht noch einmal in den Mittelpunkt politischer Auseinandersetzungen geraten wollte. Zu deutlich erinnerte ich mich daran, wie viel mich das alles gekostet hatte. Nicht zuletzt fürchtete ich mich auch davor, unser altes Haus zu sehen und zu wissen, dass diese Tür sich endgültig geschlossen hatte.

Ich schrieb daher eine freundliche Antwort und erklärte, dass ich nicht kommen werde, auch weil ich nicht erneut in politische Schwierigkeiten oder vor Gericht geraten wolle.

Mit Sophie und auch mit anderen Schulfreundinnen war ich sowieso die ganze Zeit in Kontakt. So erfuhr ich auch, als im Juli 1874 der Bahnhof in Kirchheimbolanden feierlich er-

ö! net worden war. Die neue Bahnstrecke verband nun Mainz mit Kaiserslautern.

Ich musste lächeln, als ich davon las. Als ich jünger gewesen war, bedeutete es noch Tage voller Mühe, auf eine Reise zu gehen. Nun kamen Eisenbahnen immer näher und verkürzten Entfernungen, die früher kaum zu überwinden gewesen waren.



Es gab aber noch einen technischen Fortschritt, den ich für mich ausprobiert hatte: Ich war bei einem Fotografen gewesen und hatte ein Foto von mir machen lassen. Das Bild zeigt recht gut, wie ich damals aussah.

Unsere Washingtoner Jahre

Unser Leben blieb in Bewegung. 1874 zogen wir wegen # eodors enger Verbindungen zur Politik von New York nach Washington. Zunächst wohnten wir in der F Street, später an der Pennsylvania Avenue.

Die Jahre dort vergingen für mich ruhig und doch ereignisreich. Ich erinnere mich vor allem an Menschen, die bei uns ein- und ausgingen, an Gespräche über Politik und Kunst und an die vielen Begegnungen durch # eodors Arbeit.

Washington war anders als New York. Es war kleiner, aber die Menschen, die hier lebten, bestimmten die Geschicke des ganzen Landes. Für # eodor bedeutete es neue Bekannt-